

Volkstrauertag 2024: Trauer als Verpflichtung für den Frieden

Feier am Ehrenmal auf dem Friedhof Lienzingen. Rede des Ersten ehrenamtlichen stellvertretenden Oberbürgermeisters der Stadt Mühlacker, Günter Bächle:

Vor 80 Jahren, im Jahr 1944, kam es zu drei zentralen Ereignissen im Zweiten Weltkrieg: zur Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni, zum Warschauer Aufstand am 1. August - der bewaffnete Widerstand der Polnischen Heimatarmee gegen die deutschen Besatzer - zum gescheiterten Attentat der Widerstandsgruppe um Oberst Graf Schenk von Stauffenberg am 20. Juli 1944. Diese Ereignisse markieren entscheidende Wendepunkte, die die bevorstehende Niederlage des nationalsozialistischen Terrorregimes ankündigten. Gleichzeitig erinnern wir in diesem Jahr an den 110. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkrieges. Diese Jahrestage bieten uns die Gelegenheit, unser Bewusstsein und Verständnis für die Auswirkungen dieser Ereignisse auf unsere heutige Zeit zu vertiefen und uns zu sensibilisieren.

Deutschland hat im Zuge beider Weltkriege unermessliches Leid über Europa und die Welt gebracht, insbesondere durch die systematische Ermordung von sechs Millionen Jüdinnen und Juden – ein Verbrechen, das nicht nur niemals vergessen, sondern auch niemals wieder geschehen darf. Umso entsetzlicher ist das Anwachsen antisemitischer Umtriebe in unserem Land. Am 3. Januar 1996 proklamierte Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ (der 2005 von den Vereinten Nationen zum offiziellen Holocaust-Gedenktag erklärt wurde). Bei seiner Proklamation führte der Bundespräsident aus: „Die Erinnerung darf nicht enden; sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen. Es ist deshalb wichtig, nun eine Form des Erinnerns zu finden, die in die Zukunft wirkt. Sie soll Trauer über Leid und Verlust ausdrücken, dem Gedenken an die Opfer gewidmet sein und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirken.“

Gedenken, Trauer und Kommerz

Wer an die normannische Atlantikküste fährt, stößt auf andere Formen an Erinnerungen: Meine Frau und ich waren voriges Jahr drei Tage lang an einigen der Schauplätze in der Normandie unterwegs und stießen auf eine nicht immer einfach Erinnerungskultur - zwischen Gedenken, Trauer und Kommerz. Der D-Day, der 6. Juni 1944, war der Beginn einer der größten militärischen Operationen der Geschichte. Die alliierten Streitkräfte landeten an den Stränden der Normandie und leiteten damit die Befreiung Westeuropas von der deutschen Besatzung ein. Doch der D-Day steht nicht nur für die militärische Überlegenheit der Alliierten, sondern auch für den Preis, den sie für ihre und unsere Freiheit zahlten: Tausende von Soldaten verloren an diesem Tag ihr Leben, und viele weitere sollten in den kommenden Monaten folgen. Wer auf die Tausenden Grabkreuze steht, ist ergriffen.

Mit dem Kriegseintritt der Alliierten begann, dass die Menschen in unserer Heimat - etwa zehn Monate später als Folge des Kampfes gegen Nazi-Deutschland - endlich dem heiß ersehnten Frieden näherkamen. Ohne auf große Widerstände zu stoßen, befreiten alliierte Truppen am 6. April Maulbronn und Ötisheim, anderntags folgten Schmie und Lienzingen. Mit dem Einmarsch französischer und US-amerikanischer Truppen endete zwischen dem 27. März und dem 30. April 1945 in Württemberg, Baden und Hohenzollern der Zweite Weltkrieg – noch vor der offiziellen, bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reichs am 8. Mai 1945. Ich erinnere mich an einen

Besuch im Kapitulationsmuseum in Reims anno 2018. Dort werden an den Wänden raumhohe Landkarten Europas mit den Transportwegen der Alliierten gezeigt - riesige, zugleich kleinteilig gehaltene Landkarten, so dass selbst Lienzingen, Mühlacker, Dürrmenz (gesondert!), Schmie und Schönenberg eingezeichnet sind.

Die Erinnerung wachhalten

Derzeit erleben wir in Deutschland und vielen anderen Ländern einen Wandel hinsichtlich der Frage, wie und zu welchem Zweck wir an unsere Vergangenheit erinnern. Unsere heutige Erinnerungskultur ist mehr denn je von einem Aktualitätsbewusstsein geprägt, mit dem wir in die Vergangenheit blicken, um daraus Erkenntnisse über unsere Gegenwart zu gewinnen – das gilt insbesondere hinsichtlich einer wachsenden Sensibilität für Antisemitismus, Rassismus und Rechtsextremismus. Gleichzeitig wird die Herausforderung größer, die Erinnerung an die Vergangenheit in der Breite der Gesellschaft wachzuhalten und im kulturellen Gedächtnis zu verankern: Jüngere Generationen leben in großer zeitlicher Distanz zu Ereignissen, die 80 Jahre oder länger zurückliegen, und auch für Menschen, die aus anderen Ländern zu uns kommen, ist der Bezug oft nicht selbstverständlich. Zudem naht der Tag, an dem der letzte noch lebende Zeitzeuge verstummen wird.

Der Volkstrauertag und die Arbeit des Volksbundes, welcher in 46 Staaten mehr als 830 Kriegsgräberstätten mit über 2,8 Millionen Kriegstoten betreut, sind entscheidend, um diese Aufgabe zu erfüllen und die Erinnerung an die Schrecken von Krieg und Gewaltherrschaft wachzuhalten. Die Organisation von Begegnungen junger Menschen aus verschiedenen Nationen an den Gedenkstätten trägt dazu ebenfalls bei.

Dazu zählt der Abbau von Vorurteilen und das Engagement für Demokratie und Frieden. Dies ist besonders wichtig in einer Welt, in der globale Konflikte und Spannungen weiterhin präsent sind. Wir erleben das und das hat heute eine erschütternde Aktualität durch den Krieg im Nahen Osten und den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine: Städte und Landschaften werden dem Erdboden gleichgemacht, Menschen sind auf der Flucht, die Zahlen der Toten und Verwundeten steigen mit jedem Tag. Über allem steht die Drohung eines Atomschlages. Haben wir aus der Geschichte nichts gelernt? Ist Krieg wieder ein Mittel der Politik? Diese Fragen bieten einen Anlass, über den Sinn und die Geschichte des Volkstrauertages nachzudenken.

Erste Gedenkfeier 1922

Der erste Volkstrauertag war auf den 5. März 1922 datiert. Eingeführt wurde er vom 1919 gegründeten Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Dieser Tag sollte ein Zeichen der Solidarität sein: derjenigen, die keinen Verlust zu beklagen hatten, mit denen, die um Gefallene trauerten. Der Volksbund empfahl als ideelles Mahnmal einen säkularen Gedenktag.

Der Begriff „Trauer“ stammt aus dem althochdeutschen „truren“ und bedeutet: „traurig sein“. Es ist ein Zustand, der sich am besten durch Synonyme ausdrücken lässt, zum Beispiel Bedrückung, Freudlosigkeit, Gedrücktheit, Gram, Kummer, Leid, Melancholie, Mutlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Schmerz, Schwermut, Trübsal, Trübsinnigkeit, Wehmut oder Weltschmerz.

Wie die Soziologin Deborah Carr an der Universität Michigan, USA, erforscht hat, sitzt die Trauer umso tiefer, je glücklicher die Beziehung war. Ist das der Grund, warum auch nach Jahrzehnten Hinterbliebene um ihre im Zweiten Weltkrieg gefallenen Partner oder Verlobten trauern? Trauer und

Verzweiflung brauchen Zeit, Zeit zum Überwinden der Trauer und nicht zum Vergessen. Sie brauchen aber auch einen Ort, an dem der Trauernde seine Trauer zeigen kann.

Die Hinterbliebenen des Zweiten Weltkrieges haben häufig nur wenige Erinnerungen an einen gemeinsamen kurzen Lebensabschnitt mit ihrem Partner. Sie waren jung und hatten Zukunftspläne. Die zusammen verbrachte Zeit während eines Fronturlaubs wurde intensiv erlebt und stand unter dem Zeichen der Freude und der Hoffnung, aber auch des Abschieds. Dazu kam die ständige Angst der Daheimgebliebenen um den Mann, Verlobten, Sohn oder Bruder im Feld und die Angst des Soldaten um seine Familie zu Hause. Die Feldpostbriefe waren zwar Lebenszeichen, aber es war nie sicher, ob der Schreiber tatsächlich noch lebte. Diese Trauer um die toten Familienangehörigen hält häufig bis in die heutige Zeit an. Die Trauer um die Toten der Vergangenheit und das Gedenken hat sich am Volkstrauertag dieses Jahrhunderts auch auf die Gegenwart verlagert. Bundeswehrsoldaten und -soldatinnen sowie zivile Helfende werden leider Opfer von Kriegen oder Auseinandersetzungen, an denen sie im Zusammenhang mit friedenserhaltenden Maßnahmen beteiligt sind.

Trauer als Verpflichtung für den Frieden. Trauer bedeutet Anteilnahme am Mitmenschen. Am Volkstrauertag verneigen sich die Repräsentanten des Staates vor den Opfern von Krieg und Gewalt – in der Vergangenheit und Gegenwart. Daraus entsteht die Verpflichtung, alles zu tun, damit nicht erneut Menschen Opfer von Kriegen und Gewalt werden. Wir erinnern und gedenken, weil wir nicht vergessen dürfen. Wir müssen die Botschaft der Millionen Gräber in der Vergangenheit und der Opfer der Gegenwart aufgreifen. Ihre Botschaft heißt „Frieden und Versöhnung“.

Unser Gemeinwesen gefährdet

Der Volkstrauertag ist aktuell, weil uns Kriege, Gewalt und Terrorismus als eine Gefährdung unseres Gemeinwesens und als Ursache für Trauer täglich begegnen:

- in der Gewalt gegen ethnische Minderheiten, Ausländer und Flüchtlinge
- in Terroranschlägen, die den Tod vieler unschuldiger Menschen und großen materiellen Schaden in Kauf nehmen
- in Folter und Misshandlungen
- in der Vertreibung ganzer Volksgruppen aus den ihnen angestammten Gebieten
- in der Gewalt in Familie, Schule, Beruf und in der Freizeit
- in der Gewalt als „Medienspektakel“; weil die politischen und menschlichen Verfehlungen der Vergangenheit uns immer wieder – auch in der Gegenwart – einholen;
- weil die Bereitschaft, aus der Geschichte zu lernen, noch nicht umfassend und konsequent genug im Bewusstsein vieler vorhanden ist;
- weil Kriege nicht nur Vergangenheit sind, sondern heute immer wieder zum politischen Mittel zur Durchsetzung bestimmter Ziele geworden sind;
- weil Kriegsgräber nicht Relikte der Vergangenheit sind, sondern erschütternde Mahnmale in der Gegenwart und Zukunft darstellen;

- weil Kriegsgräber die Ursachen und Folgen der Kriege zeigen und wie schicksalhafte Brücken von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch, sind.

„Draußen vor der Tür“

Lassen Sie mich an dieser Stelle ein Beispiel für Frieden und Krieg als Thema der Literatur anführen, das für meine Generation als Teil der Erinnerung wichtig war: Wolfgang Borchert. Er hatte einen Traum: auf der Bühne zu stehen. Er verbrachte seine Jugend in Deutschlands dunkelster Zeit, denn schon wenige Wochen nach seinem Schauspielexamen musste er in den Krieg und kehrte erst 1945 als kranker Mann zurück. An das Krankenbett gefesselt, blieb ihm nur das Schreiben und so entstanden die Kurzgeschichten, die zum Faszinierendsten deutscher Nachkriegsliteratur gehören und der so genannten Trümmerliteratur zugeordnet werden.

Borchert wurde besonders bekannt mit seinem Heimkehrer-Stück „Draußen vor der Tür“ (1947). Zwei Jahre vor dem Ablegen des Abiturs begann er eine Buchhandelslehre und besuchte heimlich die Schauspielschule. 1941 arbeitete er drei Monate bei der Lüneburger Wanderbühne „Landesbühne Osthannover“. Noch während dieses ersten Engagements wurde er zum Militärdienst eingezogen. Von Entbehrungen, Gefängnisaufenthalten (wegen staatsfeindlicher Äußerungen), Gefangenschaft in Frankreich, Erfrierung und Fleckfieber gezeichnet, legte er 1945 nach seiner Flucht aus dem Gefangenenlager die 600 Kilometer von Frankreich nach Hamburg zu Fuß zurück und betrat die Heimat als kranker Mann. Er versuchte noch, am Theater zu arbeiten, aber sein zu spät diagnostiziertes und während des Krieges nicht behandeltes Leberleiden fesselte ihn schon bald an das Bett. Seine verbleibende Lebenskraft widmete er dem Schreiben. Zwei Jahre blieben ihm noch, um gegen die Lügen, das falsche Pathos und Heroismus im Krieg anzuschreiben.

Am 20. November 1947, einen Tag vor der Uraufführung seines Theaterstücks „Draußen vor der Tür“ starb er in einem Basler Krankenhaus.

Fast sein gesamtes literarisches Werk schuf Borchert innerhalb von nur zwei Jahren in der Zeit von 1945 bis 1947. Er ist der bekannteste Autor der unmittelbaren Nachkriegszeit; der Großteil seiner Werke wird der sogenannten Trümmerliteratur zugerechnet. Die Notwendigkeit der kargen Sprache der Trümmerliteratur begründete er in „Das ist unser Manifest“ (1946/47). Sowohl mit seiner Kurzprosa als auch mit seinen Stücken machte sich Borchert zur Stimme der verlorenen Kriegsgeneration und nahm sich insbesondere der Heimkehrer-Problematis an.

Eines der bekanntesten Stücke mit dieser Thematik ist das in nur 7 Tagen verfasste Drama: Ein junger Mann steht auf einer Brücke über der Elbe und schaut in die Ferne. Er ist auf der Suche nach seiner Familiengeschichte. Nach der Beerdigung seines Großvaters fand er auf dem Dachboden einen Koffer, darin einen alten Wehrmantsmantel, eine Gasmaskenbrille und einen goldenen Adler. In der Familie herrscht Schweigen darüber. Wer war dieser alte Mann, den ich Opa nannte, wirklich, denkt er. Auf der Suche nach Erklärungen taucht er in eine surreale Traumreise am Ende des Zweiten Weltkrieges ein, in die Geschichte seiner Familie, seines Großvaters, eines Mannes namens Beckmann.

... weil gar kein zu Hause mehr da ist

In dieser Geschichte kommt der erst 25 Jahre alte Soldat Beckmann 1945 nach Hause und dann doch nicht nach Hause, weil gar kein zu Hause mehr da ist. Was macht nun einer, der heimkehrt aus dem

Krieg? An dem Tod, Verzweiflung und Hunger kleben wie eine zweite Haut? Sechs Jahre Krieg sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Und zu Hause ging das Leben weiter – nur eben ohne ihn. Seine Frau hat jetzt einen anderen, seine Eltern sind tot. Was bleibt also? Nichts, denkt sich der junge Beckmann und will ins Wasser. Was aber, wenn der Fluss ihn nicht will und wieder ausspuckt? „Such dir ein anderes Bett, wenn deins besetzt ist. Ich will dein armseliges bisschen Leben nicht. Du bist mir zu wenig“, sagt die Elbe. Da ist aber plötzlich noch „der Andere“, der ihm von nun an nicht mehr von der Seite weichen wird und aufpasst, dass er sein Leben nicht mehr so schnell wegwirft. „Vielleicht“, denkt sich Beckmann, „bin ich auch ein Gespenst. Eins von gestern, das heute keiner mehr sehen will. Ein Gespenst aus dem Krieg, für den Frieden provisorisch repariert.“ Aber so leicht kommt er dem Leben nicht davon. Und ein Gespenst, wird ihm klar, ist er schon gar nicht.

Draußen vor der Tür wurde bei seiner Uraufführung 1947 als „Aufschrei einer ganzen Generation“ verstanden. Der Autor war achtzehn Jahre, als der Krieg ausbrach, und vierundzwanzig, als er zu Ende war. Zwei Jahre blieben ihm noch, um gegen die Lügen, das falsche Pathos und Heroismus anzuschreiben, bevor er mit nur sechsundzwanzig Jahren an den Folgen des Krieges starb. Es ist mehr als eine literarische Angelegenheit, in ihm verdichten sich die Stimmen von Millionen, von Toten und Lebenden, von vorgestern, gestern, heute und morgen, zur Anklage und Mahnung. Das Leid dieser Millionen wird Schrei. *Das* ist Borcherts Stück: Schrei! Nur so kann es begriffen und gewertet werden.

Hören wir den Schrei noch?

Auffällig ist das wachsende Interesse am Schicksal des Vaters, des Großvaters bei der jetzigen Generation. Wer sucht, der findet Spuren – bei mir die meines Onkels Wilhelm Bächle (1891-1918), vor allem aber meines Großvaters Gotthilf Schrodt (1887-1916). Zufällig stieß ich auf einer Porträttafel der im Ersten Weltkrieg gefallenen Schützinger auf sein Bild, mit Uniformmütze, veröffentlicht im Jahrbuch des Enzkreises. Er starb am 15. September 1916, somit 34 Jahre vor meiner Geburt, im Schützengraben bei Berny-en-Santerre – seine Tochter Emilie Gertrud (1916-1998), meine Mutter, war damals gerade dreieinhalb Wochen alt. Sterbliche Überreste, die bestattet werden konnten, gab es nicht. Er verbrannte im Schützengraben bei lebendigem Leib. 117 Jahre brauchte es, bis ich mich aufraffte, sein Schicksal vor Ort zu erforschen. Ziel war die Picardie. An einem Samstag im Juli 2023 fuhr ich nach Berny-en-Santerre, eine Mini-Gemeinde im Norden Frankreichs, zugehörig dem Département Somme in der Region Hauts-de-France (Region Oberfrankreich), die wiederum unter anderem an Belgien und die Normandie grenzen. Erstmals auf den Spuren meines Großvaters in Frankreich. Leicht ratlos zunächst, aber auch neugierig, stehe ich an einem Juli-Samstag des Jahres 2023 in dem winzigen französischen Dorf. Es zählt 155 Einwohner, unterhält zwei Kriegerdenkmale und eine ungewöhnliche Informationstafel am Rande der einzigen Durchfahrtsstraße. Sein Urenkel Matthias Trück, mein Stadtratskollege, hatte die Spuren schon früher aufgenommen.

Inzwischen sind viele schriftliche Unterlagen digital erfasst in zahlreichen staatlichen Archiven, deshalb erschließt das Internet wichtige Quellen auf Tastendruck. So gehört zu den Beständen des Generallandesarchives Baden in Karlsruhe so genannte Kriegsrollen - 1178 Akten über Soldaten im Ersten Weltkrieg jene mit der Signatur 456 C Nummer 1984 über einen jungen Mann aus dem Südschwarzwald: Bächle, Wilhelm, Fabrikarbeiter, ledig, katholisch. Vater: Dyonis, Mutter: Berta Bächle. Mein Onkel, von dem ich nicht einmal ein Bild habe. In den Beständen der Personalverwaltung des XIV. Badischen Armeekorps findet sich eine Beschreibung: *Grösse 1 m 65,*

Gestalt mittel, Kinn gew[öhnlich], Nase gew[öhnlich], Mund gew[öhnlich], Haar blond, kl[einer] Schnurrbart, Tätowierung beide Arme.

Der einzige Bruder meines Vaters Johann (1899-1964) war am 15. Dezember 1917 mit dem Eisernen Kreuz (EK) II ausgezeichnet worden, dann im Dezember 1917 mit der Badischen Silbernen Verdienstmedaille am Bande, am 10. Juli 1918 folgte das Verwundeten-Abzeichen schwarz für 1 x mutige Verwundung. Er war von Oktober 1911 bis September 1913 Reservist. Vom Kriegsausbruch im August 1914 bis 1918 auf vielen Schlachtfeldern im Westen, zuerst als Gefreiter, dann in den beiden letzten Kriegsjahren Unteroffizier, seit 25. Juni 1918 Sergeant. Seine Tragik: Wenige Tage vor Kriegsende fiel er bei Sommerance. 27 Jahre jung.

Nutzen Sie, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, solche Chancen der Information. Wer seine Recherche-Ergebnisse ins Netz stellt, erfährt meist auch ein Echo, stößt auf erschütternde Schicksale. So von der Familie Hallier in Rostock. Die Vorfahren stammen aus Frankreich. Im Pariser Telefonbuch nehmen die Hallier's heutzutage mehrere Seiten ein, so wie hier in Deutschland Meier und Müller. Sie wurden durch Preußen im Brandenburgischen angesiedelt. Was für ein Wahnsinn, ein Ur- Ur- Ur-Hallier, gebürtiger Franzose und Teil der Napoleonischen Besetzung von Rostock um 1800, hat keine Ambitionen zurückzugehen, bleibt in Rostock, gründet eine Familie und sein Ur- oder Ur-Urenkel muss nach Frankreich in den Krieg. Nie, nie wieder!

Und wieder stellt sich die Ur-Frage:

Wie macht man Frieden, auf dass so etwas Grausames nicht mehr geschieht?

Eine Antwort darauf gab Rigoberta Menchu Tum, Friedensnobelpreisträgerin von 1992:

„Es gibt keinen Frieden ohne Gerechtigkeit.

Es gibt keine Gerechtigkeit ohne Gleichheit.

Keine Gleichheit ohne Entwicklung.

Keine Entwicklung ohne Demokratie.

Keine Demokratie ohne Respekt der

Identität und der Würde der Völker.“

Namens der Stadt Mühlacker und der Lienzinger Vereine lege ich am Ehrenmal je einen Kranz nieder in Gedenken an die Toten hier Wir dürfen sie nicht vergessen. Sie sollen Mahner sein gerade auch in der jetzigen politischen aufgewühlten Lage mit ihren Gefahren.